

„Irgendwie mußte man da schon einen gewissen Optimismus haben, so nach dem Motto: Et is noch immer jutjejange, sagen die Kölner“

Leben in der DDR

1957 habe ich in Berlin-Köpenick das Abitur gemacht und anschließend an der damaligen Hochschule für Bauwesen in Cottbus das Studium des Bauingenieurwesens aufgenommen. Politisch habe ich immer versucht, mich durchzulavieren und nicht unangenehm aufzufallen. Ich habe noch in Erinnerung, daß unser Klassenlehrer kurz vor Ende der elften Klasse mich und zwei andere beiseite nahm und sagte: „Jungs ihr habt gute Leistungen und ihr habt sogar gute Chancen, das Abitur mit Eins zu machen. Aber wenn ihr dann studieren wollt und seid nicht in der FDJ, dann habt ihr keine Chancen.“ Na, da haben wir uns angeguckt und haben gesagt: „Na gut, dann treten wir eben in den Verein ein.“ Das haben wir auch gemacht, so daß auf meinem 11. Klasse-Zeugnis, mit dem man sich ja in der DDR für ein Studium bewerben mußte, irgendein Satz stand, daß er als Ergebnis seiner gesellschaftlichen Entwicklung in die FDJ eingetreten ist - oder irgend so etwas Schlaues. Das war taktisch mit Sicherheit der richtige Weg, sonst hätte ich wohl keinen Studienplatz bekommen. So habe ich unmittelbar nach der Schule mit dem Studium beginnen können, während viele andere meiner Klassenkameraden erst ein Jahr in die Produktion mußten. Das hat mich auch nicht besonders gereizt, vor allen Dingen, weil man dort wirklich Hilfsarbeiten machen mußte. Andere, die keinen Studienplatz bekommen haben, weil ihre Eltern Arzt oder sonstige Akademiker waren, die haben dann in Westberlin studiert. Sie sind meistens zu Hause wohnen geblieben und jeden Tag mit der S-Bahn oder mit der U-Bahn in die Uni gefahren. Das ging ja damals noch. Mein Studium in Cottbus verlief eigentlich ganz normal, es war eine recht schöne Zeit. Wir haben in einem Studentenwohnheim gewohnt und ich habe es auch immer verstanden, mich vor der vormilitärischen Ausbildung zu drücken, die ja damals anging. So ab 1959 ging das los, daß wir da irgendwelche Marschier- oder Schießübungen machen mußten. Also, da habe ich mich immer davor gedrückt. Das ist auch nicht weiter aufgefallen. Ich hatte sowieso den Eindruck, daß das auch von denen, die das veranstalteten, nicht so hundertprozentig ernstgenommen wurde. So richtig unangenehm wurde es eigentlich erst nach dem Mauerbau.

Der Mauerbau und seine Folgen

Seit meiner Schulzeit hatte ich einen großen Freundeskreis. Wir hatten einen sehr guten Zusammenhalt und haben auch noch nach der Schule, als wir alle schon studierten oder im Beruf standen, sehr viel gemeinsam unternommen. Ich bin ja jedes Wochenende von Cottbus nach Hause zu meinen Eltern nach Berlin-Oberschöneweide gekommen. Und da haben wir uns immer wieder getroffen. Die Sommerferien haben wir meistens an der Ostsee verbracht. Am 13. August 1961, das weiß ich noch genau, weckte mich der Freund, mit dem ich in einem Zelt schlief. Er war so ein Radiofanatiker. Irgendwo auf einem Baum hatte er sich eine ganz hohe Antenne gebaut, um mit seinem kleinen Kofferradio Empfang zu haben. Das war ja damals noch nicht alltäglich. Und der hörte Tag und Nacht Radio. Er weckte mich früh um sieben und sagte: „Mensch wach auf, Westberlin haben sie dichtgemacht.“ Ja, das hat mich zwar ziemlich munter gemacht, aber irgendwie fand ich das nun auch nicht wieder so aufregend und hab gesagt: „Ja, wir können nix dran machen. Was soll's, wir machen weiter Urlaub.“ Einige von uns haben dann doch ihre Sachen gepackt und sind nach Hause gefahren. Das waren insbesondere diejenigen, die in Westberlin studiert hatten, und auch ein paar, deren Väter sogenannte Grenzgänger waren. Das waren Leute, die im Osten wohnten und in Westberlin gearbeitet haben. Die waren natürlich von ihrer Arbeitsstelle abgeschnitten.

Wir anderen sind an der Ostsee geblieben, weil wir dachten, für uns ändert sich ja zunächst nichts. Nach den Ferien bin ich wieder nach Cottbus zum Studieren gefahren. Und dann merkte ich doch sehr bald, daß sich der Geist in der Hochschule stark geändert hatte. Die überzeugten Kommunisten lebten in der Vergangenheit doch eher am Rande von uns. Plötzlich hatten sie die ganz große Klappe. Es wurden dann auch sofort von der Hochschul-Parteileitung her einige Sachen aufgefahren, die eindeutig waren. Zum Beispiel sagte unser Dozent für Marxismus: „Also, jetzt geht's auch hier anders lang. Wer jetzt nicht spurt, der fliegt.“ Das hatten sie früher nicht gesagt, weil sie natürlich die Befürchtung hatten, wenn man wahllos Leute rauschmeißt, dann landen die wahrscheinlich doch in West-Berlin. Das wollten sie ja gerade nicht. Hinzu kam dann noch, daß immer stärker über die Einführung einer Wehrpflicht gesprochen wurde, die dann auch Anfang 1962 beschlossen wurde. Das ging soweit, daß wir ein Revers unterschreiben mußten, daß uns verpflichtete, nach Beendigung unseres Studiums einen Arbeitsplatz anzunehmen, den uns der Staat zuweist. Zweitens mußten wir uns verpflichten, jederzeit den Staat mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Mit ersterem

hätte ich ja zur Not vielleicht noch leben können, obwohl ich das auch schon nicht mehr sehr witzig fand. Aber beim zweiten, also das ging mir dann absolut zu weit. Es muß so ungefähr September oder Oktober gewesen sein, als bei mir der Entschluß reifte, diesem Staat kehrst du den Rücken, das machst du nicht mit. Ein weiterer Punkt kam noch dazu. Im Zusammenhang mit der Verhaftung der sogenannten Glatzkopfbande an der Ostsee ist ein Schulfreund von uns festgenommen worden. Obwohl er buchstäblich nichts gemacht hatte, wurde er Anfang September in einem Schnellprozeß zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Er war allerdings Student an der Freien Universität, in West-Berlin. Das allein war schlimm genug. Was da passierte, war für uns alle unvorstellbar. Da haben wir das erste Mal so richtig hautnah gespürt, welcher Unrechtsstaat das ist, und daß man überhaupt keine Chance hat, wenn man aus irgendeinem Grunde in die Fänge der Staatsgewalt gerät. Diese acht Jahre für den Freund waren derart willkürlich und die Strafe so extrem, daß uns das echt schockiert hat. Wir haben dann einen Protestbrief aufgesetzt, aber der hat nicht geholfen, sondern uns selbst noch in Schwierigkeiten gebracht. Hinzu kam, daß einer meiner besten Freunde, der in West-Berlin Chemie studiert hatte, sich mit Fluchtabsichten trug. Er war nicht gleich nach der Mauer weggegangen, weil er zu sehr an zu Hause und seinem Freundeskreis hing. Er hatte vielleicht immer noch die Hoffnung, daß sich das irgendwie ändert. Deshalb hatte er zuerst einen Job als Hilfslaborant angenommen. Aber nach einigen Wochen wurde ihm in diesem Institut erklärt, daß er als ehemaliger Weststudent überhaupt keine Chance hat, jemals eine entsprechende Ausbildung in der DDR zu machen. Da hat er gesagt: „Also, das kann ja wohl nicht mein Leben sein.“ Es war ihm nun klar, wenn er beruflich aus seinem Leben noch was machen will, dann muß er weg. Wir haben beide sehr häufig darüber gesprochen. So kamen alle diese Punkte zusammen: die Verurteilung unseres Freundes, die fehlenden Zukunftsaussichten des anderen Freundes und mein Horror davor, mich verpflichten zu müssen, mit der Waffe in der Hand den Staat zu verteidigen. Wir entschlossen uns, nach Wegen zu suchen, wie wir wegkommen könnten. Da traf es sich natürlich gut, daß mein Freund als FU-Student entsprechende Kontakte zu Kommilitonen hatte, die ihn besuchten. Ausländer und Westdeutsche konnten ja problemlos nach Ost-Berlin kommen. Er hat ihnen gegenüber ganz vorsichtig diesen Wunsch geäußert, und da haben die ihm gesagt: „Ja, da finden wir schon einen Weg, es gibt da Möglichkeiten.“ Wir wollten nichts gefährliches machen, wo wir unser Leben riskierten. Insofern war also ziemlich klar, daß es in irgendeiner Form mit Ausweisen oder Pässen gehen müßte.

Die Flucht

Es zog sich aber dann doch noch eine ganze Weile hin, weil die Kontrollen an der Grenze immer perfekter und immer stärker wurden. Letzten Endes hat man uns gesagt, daß es die Möglichkeit noch gibt, mit einem ausländischen Paß wegzukommen. Allerdings mußte der Paß echt sein, da durfte nichts manipuliert sein, weil mittlerweile die Grenzsoldaten den unter Quarzlampen legten. Dadurch haben sie alles, was mit nachgezogener Tinte oder gefälschten Stempeln gemacht war, entdeckt. Das war in den ersten Wochen nach dem Mauerbau noch einfacher. Später haben die West-Berliner Studenten begonnen, Pässe von Ausländern oder auch Westdeutschen zu sammeln und von uns, die wir weg wollten, Paßbilder rüber zu schmuggeln. Dann wurde verglichen, ob man ähnliche Bilder findet. Das muß eine sehr mühsame Geschichte gewesen sein. Als ich dann in Westberlin war, habe ich das selbst gesehen und auch ein bißchen mitgemacht. Da lagen viele, viele Hunderte von Pässen und viele, viele Hunderte von Bildern. Die mußte man sortieren nach runden oder eckigen Gesichtern, nach dick oder dünn. Das war gar nicht so einfach, es gab ja damals noch keine Computer, wo man Merkmale eingeben konnte. Es war wirklich eine Idiotenarbeit, muß ich sagen. Aber es mußte gemacht werden. Jedenfalls kriegten wir letzten Endes die Nachricht, daß für meinen Freund und mich Pässe gefunden worden waren. Er ist am 16. Dezember 1961 weg, ich fünf Tage später. Zu diesem Zweck mußte ich meine Haare blond färben. Dieser Mann, der mir den Paß zur Verfügung stellte, war ein Schweizer. Er sah mir sehr ähnlich, aber er war leider blond. Und da ich damals noch sehr dunkle Haare hatte, war das eine Prozedur, die Farbe hinzukriegen. Ich habe mir also irgend ein Wasserstoffsuperoxyd gekauft, aber es hat nicht funktioniert. Teilweise habe ich strähnig rote Haare gekriegt. Langsam bekam ich Panik und wußte nicht, was ich machen sollte. Meine Mutter gab mir dann den entscheidenden Tip. Sie wußte natürlich, daß ich weg wollte und schickte mich zur Tochter von Freunden, die Friseurin war. Zu der bin ich gefahren und habe gesagt: „Ilse, färb mir mal die Haare blond. Frag mich nicht wozu, es ist kein Spaß, sondern es ist ernst.“ Da hat sie natürlich sicherlich auch gewußt, worum es ging. Sie ist in irgendeine Drogerie gegangen und hat da alles Mögliche gekauft und dann meine Kopfhaut malträtirt. Letzten Endes bin ich tatsächlich blond geworden, mit einem leicht rötlichen Einschlag. Als ich dann am späten Nachmittag von einem westdeutschen Studenten den Paß kriegte und das Bild sah, war ich eigentlich ganz beruhigt und dachte: „Ja, der sieht wirklich so aus wie ich. Auf diesen Paß müßte ich eigentlich durchkommen.“ Die Studenten hatten ja mittlerweile schon Erfahrung, sie haben an alles gedacht. Sie haben mir einen Straßenbahnfahrchein von Zürich mitgebracht, ein paar Schweizer

Franken und auch ein bißchen Westgeld. Das habe ich in meinen Taschen verteilt. Ansonsten durfte man natürlich überhaupt nichts mitnehmen, was in irgendeiner Weise auf die wahre Herkunft deuten konnte. Schließlich bin ich abends, es muß so gegen halb elf gewesen sein, über den Bahnhof Friedrichstraße nach West-Berlin gegangen. Man hatte mir genau beschrieben, wie das geht. Ich wußte, wo ich langgehen muß und wo was passiert. Denn ich mußte ja so tun, als ob ich das schon kenne. Es ist auch alles glattgegangen. Mit viel Herzklopfen, aber ohne jede Störung bin ich durchgekommen. Glücklicherweise brauchte ich nicht viel zu reden, denn ich konnte keinen Schweizer Dialekt. Das einzige, was mich der erste Grenzer, der die Pässe kontrollierte und dann weitergab, gefragt hat, war: „Na, Sie haben sich wohl unsere Hauptstadt angeguckt?“ Da habe ich „ja“ gesagt. Dann hat er noch mal gefragt: „Und, hat es Ihnen gefallen?“ Da habe ich noch mal „ja“ gesagt und ansonsten ein ganz versteinertes Gesicht gemacht. Ich dachte: „Mensch, hoffentlich fangen die jetzt nicht mit dir ein Gespräch an.“ Ich hatte natürlich dafür überhaupt keine Ader. Aber es passierte glücklicherweise nicht. Als die Kontrollen zu Ende waren, bin ich hoch auf den S-Bahnsteig gegangen, habe mich in die S-Bahn gesetzt, die nach wenigen Minuten abfuhr. Und dann war ich in Westberlin. Ja, das war also meine Flucht. Ich habe dann an der TU in West-Berlin mein Studium aufgenommen und mich gleich nach Weihnachten dort immatrikulieren lassen.

Fluchthilfe

Gemeinsam mit mir ist mein Freund Harald geflüchtet, wir sind mit der gleichen S-Bahn gefahren. Harald hatte Elektriker gelernt und war bei irgendwelchen russischen Kasernen eingesetzt. Das hat natürlich im Notaufnahmелager Marienfelde, wo sich ja alle Flüchtlinge melden mußten, die westlichen Geheimdienste sehr interessiert. Die haben ihn also befragt. Irgendwelche Freunde hatten ihm geraten: „Erzähl denen ruhig was, wenn du da ein bißchen interessant bist, dann fliegen sie dich nach Frankfurt aus und du kannst eine Woche in Oberursel leben. Es ist ganz hübsch dort. Du wirst ein bißchen befragt, kannst dir aber auch Frankfurt angucken und kriegst ein Taschengeld. Da hast du sozusagen eine Urlaubsreise.“ Das hat der Harald dann auch gemacht. Als er nach einer Woche wieder zurückkam, sagte er zu mir: „Du, ich habe da einen kennengelernt, der auch abgehauen ist und dort von den Amerikanern befragt wurde. Er kennt welche, die bauen einen Tunnel, und zwar unter dem S-Bahnhof Wollankstraße.“ Kurz danach passierte es aber, daß dieser Tunnel einstürzte und der Bahnsteig sich senkte. Das war damals ein Riesenskandal. Transportgefährdung und was da alles aufs Trapez kam. Jedenfalls hatten wir jetzt zwar

Kontakt zu einer Gruppe, die Tunnel bauen wollte, aber der erste Versuch war gründlich danebengegangen. Wir hatten mit Harald auch schon solche Ideen gewälzt, denn unsere Freunden und Freundinnen drüben, wollten auch weg. Kurz nachdem wir in West-Berlin angekommen waren, hatten wir erfahren, daß unser Fluchtweg nicht mehr funktionierte. Ab Anfang Januar wurden alle Einreisenden registriert, rausgelassen wurde nur, wer eben auf irgendeiner Liste stand und abgehakt werden konnte. Damit war also die ganze Geschichte mit gefälschten Pässen vorbei. Es gab im Prinzip dann nur noch zwei Möglichkeiten, wenn man ausschließt, daß man irgendwo irgend jemanden über die Mauer klettern läßt: entweder mit umgebauten Autos oder durch einen Tunnel. Uns erschien die Möglichkeit eines Tunnels irgendwie realistischer. Wir waren dann vielleicht zehn Leute und haben begonnen, eine passende Stelle für einen Tunnel zu suchen. Das war natürlich nicht so einfach. Man kann ja nicht einfach irgendwo klingeln und sagen: „Wir möchten gerne in euren Keller.“ Und während dieser Suchaktion, die meiner Erinnerung nach auch ein paar Wochen gedauert hat, kam dann die Nachricht, daß jemand einen Tip bekommen hat, da gibt es eine Gruppe, die haben eine Stelle, wo sie einen Tunnel bauen wollen. Die haben schon angefangen, aber sie sind viel zu wenig. Wir haben uns mit denen dann in einer Kneipe im Wedding getroffen. Von unserer Gruppe sind zwei dort hingegangen, der Oskar und ich. Man hatte uns beschrieben, daß einer von denen einen schwarzen Bart hätte, das war Hasso. Drei oder vier junge Männer erwarteten uns. Nachdem sie uns ausgefragt hatten, wer wir sind, wo wir herkommen, warum wir das machen wollen und so weiter, sind wir uns ziemlich schnell einig geworden und haben vereinbart: „Okay, am nächsten Abend treffen wir uns im Studentenheim in der Hardenbergstraße, und dann fahren wir mal die ersten sechs Leute zur Arbeit in den Tunnel.“ Wir wurden dann in einen VW-Kastenwagen gesetzt, hinten rein, damit wir nicht sehen konnten, wohin es ging. So wurden wir auf diesen Fabrikhof in der Bernauer Straße gefahren und runter in den Keller gebracht. Soweit ich mich erinnere, haben wir dann aber gleich gesagt: „Leute, das ist ja Blödsinn. Wenn wir hier gemeinsam buddeln, dann müßt ihr uns schon sagen, wo wir sind und was hier los ist.“ Das ist dann auch so passiert.

Ja, dann ging die Buddelei in dem Tunnel los, der später als Tunnel 29 berühmt wurde. Soweit ich mich erinnere, waren immer vier bis fünf Leute in einer Schicht. Einer hat vorne gebuddelt, einer hat unten im Schacht gestanden und die Karre mit dem Ausbruchmaterial zurückgezogen, und zwei haben hochgezogen. Dann mußte das Zeug ja noch mit der Schubkarre im Keller verteilt werden. Das lief in zwei Schichten, es gab eine Tagschicht und eine Nachtschicht. Wenn nichts Außergewöhnliches passierte, dann waren

zwei Meter am Tag immer so ein Maß, was wir schaffen wollten. Das war unser Ehrgeiz. Die Schicht, die wirklich zwei Meter geschafft hatte, die war gut. Das nächste Ereignis, an das ich mich erinnere, war dann dieser Wassereinbruch, wegen dem wir den Tunnel fast aufgeben mußten. Das ist ja alles im Film dokumentiert. Später hatten wir ja dann noch einen Wassereinbruch, weshalb wir den Tunnel eher aufmachen mußten, als wir eigentlich geplant hatten. Der Nachteil an dieser Geschichte für mich war, daß nun der Termin, zu dem der Tunnel laufen sollte, sehr plötzlich vorverlegt wurde. Dadurch habe ich meine Freundin, die ich gerne rüberholen wollte, nicht erreicht. Sie hat gerade Urlaub gemacht und war zwei oder drei Wochen verreist. Damit stand ich natürlich jetzt da. Aber beim Durchbruch war ich trotzdem dabei. Wir waren zu viert in diesem Keller in der Schönholzer Straße. Ich stand unten an der Kellertreppe. Die Flüchtlinge haben sich ganz diszipliniert verhalten, wobei ich immer den Eindruck hatte, die waren wie aufgezogen. Die waren völlig willenlos in dem Moment, wo sie gesehen haben, wo sie jetzt sind. Sie haben mechanisch und ohne einen Kommentar alles gemacht, was nötig war. Am ersten Abend haben wir siebenundzwanzig Leute rübergeholt. Dann sollte eigentlich Schluß gemacht werden. Aber ein paar Leute haben sich am nächsten Tag noch mal im Keller getroffen und beratschlagt, ob man nicht doch weitermachen kann. Wir sind dann noch mal zu zweit rüber gegangen. Aber an dem Tag kamen nur noch zwei Leute. Einer davon war einer meiner Schulfreunde, der gerade aus politischen Gründen von der Ingenieurschule geflogen war. Die anderen wurden von den Kurieren nicht angetroffen, denn es war Sonnabend und schönes Wetter. Da waren die alle im Grünen. Weil das Wasser schon zu hoch im Tunnel stand und die Gefahr des Einsturzes zu groß war, mußten wir dann abbrechen. Unsere größte Befürchtung war ja, daß die Erde irgendwann mal rutscht, daß mit einem Schlag der Rückweg abgeschnitten ist. Irgendwie mußte man da schon einen gewissen Optimismus haben, so nach dem Motto: Et is noch immer jutjejange, sagen die Kölner“

Der Tunnel zur Brunnenstraße 45

Nach diesem Tunnel, der im September 1962 gelaufen ist, war ich ja nun immer noch in der Situation, daß ich meine Freundin rüberholen wollte. Anderen von der alten Truppe ging es ähnlich. Es waren ja nicht alle Flüchtlinge wie geplant durchgekommen. Meiner Erinnerung nach ist auch der eine oder andere neu dazugekommen. Wir haben überlegt, was wir jetzt machen könnten. Und eigentlich sind wir auch nur darauf gekommen, den nächsten Tunnel zu graben. Es hat gar nicht lange gedauert, höchstens vier Wochen - na

vielleicht waren es sechs, da kam der Hasso zu uns. Wir haben ihn ein bißchen schief angeguckt, weil wir immer noch sauer auf ihn waren wegen dieser NBC-Filmaufnahmen im Tunnel 29. Er hat gesagt: „Also Jungs, wir haben einen neuen Tunnel angefangen. Wollt ihr wieder mitmachen?“ Wir haben natürlich gleich gefragt: „Mit oder ohne NBC?“ „Nee,“ hat er gesagt, „das machen wir nicht mehr. Wir haben doch für das Filmen Geld gekriegt und jetzt kann ich auch den neuen Tunnel damit finanzieren. Wir haben eine Stelle und wir machen das dieses Mal noch perfekter als das letzte Mal.“ Da habe ich gesagt: „Okay, wir sind wieder dabei.“ Dann hat Hasso uns wieder in dieselbe Fabrik gefahren. An einem anderen Ende des Kellers hatten die schon einen etwa zehn Meter tiefen Schacht gegraben. Ja und dann ging dasselbe Spiel noch mal von vorne los. Bloß dieses Mal waren wir eben so tief, daß kein Wasserrohr gebrochen ist, weil die Auflockerungen nicht soweit reichten. Nach meinen heutigen Kenntnissen als erfahrener Tunnelbauer weiß ich, daß Auflockerungen ungefähr zweimal den Durchmesser eines Tunnels erreichen. Wenn man da zu nahe an einem Rohr ist, dann gibt es Bewegungen. Wenn man aber zehn Meter tief ist, dann sind diese drei Meter Auflockerung völlig, unbedeutend. Das haben wir damals alles mehr nach Gefühl gemacht. Wir haben diesen Tunnel dann gegraben. Er hatte in etwa dieselbe Länge wie der erste, etwa 160 m war er lang und verlief schräg zur Brunnenstraße. Wir hatten uns dort ein Haus ausgesucht, das wir erreichen wollten. Ein westdeutscher Student wurde rübergeschickt, der sich den Keller dort angeguckt hat. Dadurch wußten wir, daß zum Beispiel kein Betonboden im Keller ist. Das war ganz wichtig, weil wir sonst nicht ohne Lärm von unten in den Keller gekommen wären.

Dieser Tunnel ist der bis heute für mich am wenigsten aufgeklärte Tunnel. Ich kann nur die mir bekannten Fakten sagen. Als wir im Februar 1963 mit unserem Tunnel soweit waren, daß wir den Durchbruch in den Keller machen wollten, waren wieder Hasso dabei, Joachim Rudolph und ich. Kurz und gut. Hasso hat ein kleines Loch gemacht und da durchgeguckt. Zuerst hat er gehorcht und dann geguckt. Dann hat er irgendwelche Geräusche gehört, so hat er später erzählt. Er hat das Auge ans Loch gepreßt und irgendeinen Schatten gesehen, der sich bewegte. Ob er sich das nur eingebildet hat, oder ob er es tatsächlich gesehen hat, sei mal dahingestellt. Fest steht jedenfalls, daß die Beobachtung in irgendeiner Form richtig war. Denn der Tunnel war verraten. Hasso hat das aber gemerkt und ist dann also angeflitzt gekommen. Wir hatten uns vielleicht fünf Meter zurückgezogen, weil wir alle ganz leise sein mußten. Hasso sagte dann: „Weg hier, Gefahr!“ oder irgend was ähnliches. Und dann sind wir natürlich so schnell wir konnten

zurück gekrabbelt. Damit war die Sache für uns erledigt. Ich selbst weiß heute noch nicht, wie der Staatssicherheitsdienst in den Keller gekommen ist, wer was verraten hat. Es sind allerdings bei der Vorbereitung dieser Aktion, zwei Kuriere verhaftet worden. Ob die aber die Adresse gewußt haben, oder ob sie auch nur sagen konnten, daß ein Tunnel gebaut wird, ohne die genaue Adressen zu kennen, das weiß ich nicht. Warum die überhaupt verhaftet worden sind? Da muß irgend etwas gewesen sein, daß die Grenzsoldaten schon mißtrauisch waren. Ich weiß es von einem Mädchen, das als Kurier gefahren ist. Die ist sechs Stunden lang verhört worden, aber sie hat nichts verraten. Sie war aus Bayern und hat nur gesagt, sie arbeitet in Westberlin, was ja auch stimmte. Es war damals ein sehr strenger Winter. Sie hat denen erklärt, ihr Chef hätte beschlossen, ein paar Tage freizugeben, weil die Heizkosten so hoch sind. Das war natürlich Blödsinn. Sie hatte sich einen Tag Urlaub genommen, um die Leute zu benachrichtigen. Sechs Stunden dauerte ihre Befragung und sie hat immer wieder gesagt: „Ich weiß nicht, was Sie wollen. Ich habe heute frei und wollte mir den Ostteil der Stadt angucken.“ Die haben sie wieder laufen lassen. Und als sie zurückkam und berichtete, haben wir natürlich überlegt: „Ja ist das jetzt ein dummer Zufall, daß die jemanden festgehalten haben?“ Aber es hat uns beruhigt, daß sie nicht nach einem Tunnel gefragt haben, sondern wen sie in Westberlin kennt und wen in Ostberlin. Alle möglichen Fragen wurden ihr gestellt, aber keine nach dem Tunnel. Sie hat sich sehr geschickt verhalten und von uns keinen Namen genannt. Sie hat klar gestellt, daß sie noch gar nicht so lange in West-Berlin wohnt und wenig Leute kennt. Dabei hat sie sich ein bißchen doof gestellt. Sie ist also wieder zurückgekommen. Aber im nachhinein war das ja doch ein deutlicher Hinweis, daß irgend etwas faul war. Damals haben wir gesagt: „Wegen so eines Hinweises geben wir jetzt nicht die ganze Geschichte auf.“ Irgendwie war uns schon mulmig, aber es war auf der anderen Seite zu wenig, um jetzt vier Monate Arbeit einfach liegen zu lassen und zu sagen, Pech gehabt. Das ist uns ja sehr auf die Nieren gegangen, daß dieser Tunnel hochging. Er konnte unserer Meinung nach nur verraten worden sein. Aber wir wußten natürlich nicht durch wen. Da haben wir uns fürchterlich besoffen vor Kummer. Im Gefolge dieses Tunnels sind dann auch mehrere Leute in Ostberlin verhaftet worden.

Weitere Fluchttunnel

Einige von uns begannen in so einer Art Panikreaktion, schnell noch irgend was zu machen. Wir wollten versuchen, die, denen unserer Meinung nach die Verhaftung drohte, doch noch vorher rauszukriegen. Wir haben deshalb sofort noch einen anderen Tunnel

gegraben. Dieser Tunnel sollte zur Kopenhagener Straße gehen und begann hinten auf dem alten Bahngelände im Wedding in irgend so einer alten Bruchbude. Das muß ein ehemaliges Stellwerk gewesen sein. Das war der erste Tunnel, den ich mit Wolfgang Fuchs und seiner Gruppe gebaut habe. Er hatte mit ein paar Leuten schon angefangen zu buddeln. Soweit ich mich erinnere, war der Boden dort kein Mergel mehr wie in der Bernauer Straße, sondern das war mehr Sand. Da hat es dann auch eine Senkung in der Straße gegeben. Das muß so im April gewesen sein. Wolfgang Fuchs ist mit seiner Frau als Spaziergänger getarnt auf dem Bahngelände rumgeturnt und dann haben sie so eine Senke auf dem Bürgersteig entdeckt. Da hieß es dann, wir müssen aufhören, das geht nicht anders.

Alle meine Freunde, die ich nach West-Berlin holen wollte, waren inzwischen verhaftet worden. Auch meine Freundin, meine spätere Frau, hatte es getroffen. Da habe ich erst mal eine Pause gemacht und mich um mein Studium gekümmert. Aber ich habe den Kontakt zu der Gruppe Fuchs gehalten, weil die weiterbauen wollten. Ich habe gesagt: „Okay, macht mal. Ich bin auch dabei, wenn ab und zu mal Not am Mann ist. Aber ich kann jetzt nicht Wochen oder Monate wieder buddeln, sonst ist mein Studium flöten.“ Außerdem hatte ich ja aktuell niemanden, der hätte durchkommen sollen. Sie waren ja alle in Haft. Soweit ich mich erinnere, haben die Fuchs-Leute dann im Spätsommer diesen Tunnel von der Bäckerei in der Bernauer Straße angefangen, der im Januar 1964 auf dem Kohlenplatz endete. Als es soweit war, kam der Wolfgang Fuchs zu mir und sagte: „Also Achim, jetzt brauchen wir dich. Wir wollen jetzt durchbrechen, da brauchen wir einen, der die Erfahrung hat und der sich's auch traut.“ „Na ja“, habe ich gesagt, „okay, machen wir.“ Wir waren dann natürlich sehr enttäuscht, daß wir auf dem Kohlenplatz gelandet sind. Da war man ja eine lebende Schießscheibe, denn der Todesstreifen und die Mauer waren praktisch unmittelbar daneben. Also, das war ein saudämliches Gefühl. Deshalb haben wir beschlossen, wir ziehen uns wieder zurück. Es mußte alles abgesagt werden. Die Kuriere mußten so schnell es ging wieder rüber gehen, um die Aktion zu stoppen. Wir haben dann unten im Loch noch eine ganze Weile gesessen, um einfach zu beobachten. Irgendwann kamen für uns völlig überraschend Schritte. Einer guckte vorsichtig aus dem Loch und sah drei Mädchen. Offensichtlich hatte der Kurier diese drei nicht mehr angetroffen. Den Mädchen wurde ein Zeichen gegeben und dann sind sie rein in das Loch, durchgerutscht und durch den Tunnel weg. Der nächste Tunnel, der Tunnel 57, der lief für mich genauso ab wie der Kohlenplatztunnel. Ich war nur sporadisch da. Ich habe mir weiterhin gesagt, ich halte den Kontakt zu dieser Tunnelbautruppe, das war auch eine gute Truppe.

Irgendwann werde ich sie schon noch mal brauchen. Daß ich sie bei diesem Tunnel brauchen würde, das habe ich damals noch nicht gewußt.

Als Wolfgang Fuchs mir dann sagte, am kommende Wochenende ist der Durchbruch, wir brauchen dich wieder. Da wußte ich von meiner damaligen Freundin, meiner jetzigen Frau überhaupt noch nichts. Ich erinnere mich noch gut, daß ich am Freitag Abend in den Tunnel gefahren bin, das muß der 2. Oktober gewesen sein, und mir alles angeguckt habe. Ich habe mir beschreiben lassen, wie weit sie sind, daß der Tunnel kurz vorm Durchbruch ist und dieser am Folgetag passieren soll. Ich konnte nicht gleich im Tunnel bleiben, habe aber versprochen, daß ich rechtzeitig komme. Am nächsten Tag mußte ich nämlich eine Klausur schreiben. Das war mein Glück. Nach der Klausur bin ich noch mal nach Hause gefahren und fand da einen Brief von meiner Freundin. Da war ich erst mal sehr erstaunt. Sie hat mir geschrieben, daß sie vorzeitig aus der Haft entlassen worden ist und teilte mir eben mit, daß es sie wieder gibt. Der Brief hatte einen Absender, Gott sei Dank. Ich wußte also, wo sie zu erreichen war. Jetzt stand ich irgendwann mittags um eins mit diesem Brief da und dachte: „Na das ist ja toll.“ Ich sollte nachmittags um vier zum Tunnel kommen. Jetzt war ich natürlich unheimlich in der Klemme. Da bin ich zum Wolfgang Fuchs gefahren und habe gesagt: „Du hör mal, durch den Tunnel muß noch eine mehr.“ „Nee“, sagte er „Achim, das geht nicht. Der Ablauf ist genau geplant, die Kuriere sind unterwegs, jeder hat seine Zeit.“ „Ja“, sagte ich, „mach mal langsam. Das ist meine Freundin, deretwegen ich den Blödsinn hier mitmache. Das kann doch wohl nicht sein, laß dir was einfallen.“ „Na ja“, sagte er, „gut okay, aber ich hab keinen Kurier mehr, die sind alle schon unterwegs.“ Da standen wir beide da. „Dann muß ich eben sehen, daß ich jetzt auf die Schnelle noch einen finde,“ habe ich gesagt und bin wieder zurückgefahren. Wir hatten ja so eine Gemeinschaftswohnung, da habe ich alle möglichen Leute gefragt: „Kennt ihr jemanden, der Sonnabend Nachmittag rüber fahren und meine Freundin benachrichtigen kann?“ Wir haben angefangen rumzutelefonieren. Es war nichts, keiner wurde aufgetrieben. Schließlich habe ich einem Mitbewohner gesagt: „Paß auf, du bist jetzt meine letzte Hoffnung. Ich muß in den Tunnel, ich bin mit meinem Latein sowieso am Ende. Ich weiß keinen mehr, versuch du es weiter, du wirst doch irgend jemanden auftreiben. Dann habe ich ihm unseren kleinen Teddy als Erkennungszeichen gegeben und die Adresse von meiner Freundin und bin in den Tunnel gefahren, ohne zu wissen, ob er noch jemanden erwischt hat, der sie benachrichtigen konnte.

Es war natürlich ein relativ blödes Gefühl, jetzt in dem Tunnel den Durchbruch mitzumachen und dann da draußen zu stehen, die Flüchtlinge einzusammeln und sie in das

Loch zu schicken, ohne zu wissen, kommt sie, oder kommt sie nicht. Ich stand in dieser Nacht am Einstieg in den Tunnel. Reinhard Furrer, der die Flüchtlinge im Hausflur in Empfang nahm, kam dann irgendwann mit einer Frau über den Hof. Er hatte sie so um die Schultern gefaßt, tauchte plötzlich auf und flüsterte mir zu: „Hier, nimm die mal, die ist sehr nervös.“ Ich nahm sie ihm ab und plötzlich, als ich sie im Arm hatte, da erkannten wir uns erst. Sie hat einen furchtbaren Schreck gekriegt, was ich da wohl mache und wollte mich gleich mitnehmen. Da sagte ich: „Nee, das geht nicht. Geh du mal erst vor, ich komm dann schon noch nach.“ Und nun sind wir schon seit fünfunddreißig Jahren miteinander verheiratet.

Aus: Nooke, Maria: Der verratene Tunnel. Geschichte einer verhinderten Flucht im geteilten Berlin, Bremen 2002, S. 61-69